Thorner Zeitung.

Nr. 258 Sonntag, den 1. November **1896**

Vierte westpreußische Provinzialsynode.

In der Schlußsitzung am gestrigen Freitag trat die Synode zunächst in die Berathung des bereits mitgetheilten Antrages (der Positiven) betreffend die Berufung von Professoren für die evangelisch-theologischen Fakultäten ein. Es lag darüber noch folgender Antrag (der linken Richtung) vor: „Provinzialsynode wolle beschließen, in Erwägung, daß das Kirchenregiment auch bisher in vollem Maße den ihm zustehenden Einfluß auf die Anstellung der Professoren für die evangelisch-theologischen Fakultäten geltend gemacht hat; in Erwägung ferner, daß jede Beeinflussung dieser Berufungen im Sinne der Beschränkung der freien Forschung eine Gefährdung unserer evangelischen Kirche in sich schließt, über den unter Drucksache 63 vorliegenden Antrag zur Tagesordnung überzugehen." Unterzeichnet war dieser Antrag u. A. von Boie, Dr. Damus, Dr. Darnmann, Elditt, Franck, Jacobi, Kahle, v. Kehler, Kittler, v. Pusch, Schlewe, Stachowitz, Triebel. — Das Referat für den Antrag der Positiven hatte Herr v. Puttkamer-Plauth übernommen. Die Antragsteller wollten mit ihrem Antrage nicht in die Synode, die bis jetzt so friedfertig verlaufen sei, einen Zwiespalt bringen. Der Antrag sei lediglich ihrem evangelischen Gewissen entsprungen. Wenn keine Aenderung eintrete, dann sei die Einheit der Kirche gefährdet. (!) Auf den meisten Universitäten fänden heute die jungen Theologen keine Gelegenheit mehr, das Bekenntniß ihrer Kirche zu hören. (!) Es werde der Einwand erhoben, daß man der freien Wissenschaft einen Kappzaum anlegen wolle; das falle ihm gar nicht ein, er stelle die freie, theologische Wissenschaft sehr hoch. Er bekämpfe auch nicht die Forschung, sondern nur die Richtung, die sie nehme und die darauf ausgehe, die Grundsätze und das Bekenntniß der Kirche umzustoßen. Manche aber, die ihre negativen Ansichten festhielten, träten mit einer Lüge im Herzen in ihr Amt. Dort würden sie gewahr, daß die moderne Theologie in der seelsorgerischen Praxis versage und nach schweren Kämpfen würden sie dann zu dem positiven Bekenntniß zurückgeführt. (?) Er verlange nicht, daß ausschließlich Vertreter des positiven Bekenntnisses auf die Lehrstühle berufen würden. er wolle nur gleiches Licht und Recht für beide Richtungen, das sei heute nicht vorhanden. Es sei ja möglich, daß wir mit unserm Bekenntniß nicht am letzten Ende stehen und daß die Forschung einen Weg zu einem tieferen Eindringen in die Wahrheit eröffne, aber dann müsse dieser Weg auch von der Kirche anerkannt werden. Er wolle aber nicht, daß die jungen Theologen mit unreifer Waare gefüttert würden. — In längerer Ausführung trat Herr Professor Dr. D. Cornill-Königsberg den Ausführungen des Referenten entgegen. Er müsse seine Meinung äußern und schicke voraus, daß er hier keiner Partei oder Fraktion angehöre und daher nicht im Namen einer solchen das Wort ergreife, sondern nur als Vertreter seines Standes rede. Er für seine Person stehe fest auf dem Standpunkt des Apostolicums, ohne Feilschen und Makeln. (Bravo.) Trotzdem sei auch er gemeint, wenn über den unglückseligen Professoren-Antrag gesprochen werde, denn er gelte für eine besonders bösartige Species dieser Professoren. Da dem nun so ist, gehe er sofort auf den Kernpunkt der Sache ein, das sei doch die Freiheit der Wissenschaft. Nichtsdestoweniger soll sie mundtodt gemacht werden. (Widerspruch.) Aus allen Reden für diesen und ähnliche Anträge gehe die Anschauung hervor, als ob die Wissenschaft die Tendenz verfolge, die Kirche zu untergraben; das ist nicht der Fall, die Wissenschaft hat keine Tendenz, sie will nur die Erforschung der Wahrheit. Was wir als die Wahrheit erkennen, dem müssen wir uns beugen, da gibt es kein Pactiren und Parliren. Ich habe aber auch die Pflicht, das, was ich als Wahrheit erkenne, auszusprechen. (Lebhaftes Bravo.) Die in dem vorliegenden Antrag gekennzeichnete Ansicht sage aber den Professoren: „Forscht nur ruhig, behaltet das Ergebniß aber für euch." Das können und dürfen wir nicht, wir sagen die Wahrheit heraus und halten das für die Pflicht jedes ehrlichen und, verzeihen Sie das harte Wort, anständigen Menschen. Wir sollen das Resultat unserer Forschungen bei uns behalten, darauf lassen wir uns nicht ein, wir hätten dann keine Achtung vor uns selbst, die Wahrheit auszusprechen ist unser heiliges Recht, das lassen wir uns nicht nehmen. Als einst das Copernikonische Weltsystem sich Eingang verschaffte, habe man gedacht, es werde die Kirche vernichten. Das sei nicht der Fall gewesen, denn es habe sich um eine Wahrheit gehandelt. Die Wissenschaft trage ihr Korrectiv in sich selbst und es sei eine alte Erfahrung, daß gerade die extremsten Ansichten am schnellsten abwirthschaften. Er glaube, daß der Antrag seine Zwecke nicht erreichen werde. Wir werden weiter forschen und können Sie dann (nach rechts) den Buchdruck verbieten? Luther sei auch ein Mann der freien Forschung gewesen, der sich von der Kirche nicht den Mund verbieten ließ, die Wahrheit offen heraussagte. Das soll nun alles anders werden, Sie wollen uns wieder auf einen Zustand zurückschrauben, den die Reformatoren schon überwunden haben. Dann gehen wir doch lieber in den Schafsstall Petri, der weiß sich die Forschung vom Halse zu halten. Durch das Gefüge dieses Riesenbaues dringt kein Luftzug. — Der Redner bittet schließlich, sich gegen den Antrag der Rechten auszusprechen. Mit dem Antrage begeben wir uns auf eine schiefe Ebene, an deren Ende er sehe die Bildung im Unglauben, die Kirche in Barbarei. [Lebhafte Zustimmung.]

Bei der Abstimmung wurde der Antrag der linken Gruppe in namentlicher Abstimmung mit 34 gegen 30 Stimmen abgelehnt. Dann wurde der Antrag der rechten Gruppe gleichfalls in namentlicher Abstimmung mit 34 gegen 31 Stimmen angenommen. Letzterer ist redaktionell etwas verändert worden und lautet jetzt wie folgt: „Die Provinzial-Synode spricht die Erwartung aus, daß das Kirchenregiment in stärkerer Weise als bisher der Staatsverwaltung gegenüber den Anspruch der Kirche auf Berufung solcher Professoren für die evangelisch-theologischen Fakultäten, die in dem Bekenntniß der Kirche stehen, zur Geltung bringen werde. Sie richtet demnach an den evangelischen Ober-Kirchenrath die herzliche Bitte, seinen ganzen Einfluß in dieser Richtung geltend zu machen. (So hat denn in dieser wichtigen Frage in unserer Heimathsprovinz Westpreußen leider die Orthodoxie den Sieg davongetragen. D. Red.)

Der Antrag mehrerer Mitglieder, die Synode wolle durch ihren Vorstand an zuständiger Stelle dahin wirken, daß der Termin der Einsegnung und der Schulentlassung möglichst zusammenfällt, wird von der Petitionskommission zur Annahme empfohlen. Nach unerheblicher Debatte wurde der Antrag der Commission angenommen. — In ihrer letzten Tagung vom 9 Oktober 1893 hatte die Provinzial-Synode einen Beschluß, betreffend den Ersatz von Einkommens-Ausfällen der Pfarrstellen oder der Stelleninhaber bei Gründung neuer Kirchengemeinden, gefaßt. Der Oberkirchenrath hatte darauf geantwortet, daß es nicht zweckdienlich erscheine, in der angedeuteten Richtung generell etwas Weiteres zu veranlassen. Hierauf hat nun die Kreis-Synode Konitz den Antrag gestellt, die Provinzial-Synode möge geeignete Schritte thun, daß die Clausel in den Vocationen der evangelischen Geistlichen Westpreußens, nach der dieselben sich jede von den geistlichen Oberen beschlossene Veränderung ihres Kirchspiels und ihrer Stelle ohne Anspruch auf Entschädigung gefallen lassen müssen, mit rückwirkender Kraft beseitigt werde. Obgleich Consistorialpräsident Meyer darauf hinwies, daß die Annahme des Commissions-Antrages keine praktischen Folgen haben könne, wurde der Antrag mit großer Majorität angenommen. Hierauf schloß mit einem Hoch auf den Kaiser die Synode. Zum Schluß drückte Landrath v. Gerlich-Schwetz dem Vorsitzenden den Dank der Synode aus.

Allerseelen!

Skizze von Otto Elster.

[Nachdruck verboten.]

Wie die Zeit verging! Fünf Jahre schon ruhte sein Mütterchen da oben auf dem alten, kleinen Oberpfarr-Kirchhofe, unter den Rosen und dem Flieder, zwischen den epheuumrankten Steinen und Kreuzen und unter den breitästigen Rüstern und Tannen. Fünf Jahre schon und jedes Jahr am Allerseelentage war er hinaufgestiegen zu dem alten, windverwehten Friedhofe am Bergesabhange und hatte seinem todten Mütterchen einen Kranz weißer Rosen auf das Grab gelegt und eine Kerze angezündet, zwei Zeichen, daß er ihrer noch gedenke.

Auch heute, an dem widrigen, naßkalten Novembertage, verließ Johannes Nauling sein Häuschen, nachdem er die Läden vor dem kleinen Kramladen geschlossen, und wanderte den wohlbekannten Weg hinauf zu dem Friedhof.

Im Sommer, wenn Alles ringsum grünte und blühte, wenn der Amselpfiff in den Bäumen erklang und die Lerche in hoher Luft jubilirte, dann bildete der Weg zum Friedhof einen herrlichen Spaziergang. Aber an dem heutigen trüben, nebligen, naßkalten Novembertag, wo die Gärten so windverweht, so öde dalagen, wo nur der heisere Schrei der Krähen erscholl, wo man vorsichtig von Stein zu Stein springen mußte, um nicht bis über die Knöchel in Schmutz zu versinken, heute übte der Weg einen trostlosen, niederdrückenden Einfluß auf die Seele aus und die Gedanken richteten sich unwillkürlich auf die Vergänglichkeit des Lebens, auf Tod und Leben.

Johannes schritt in ernstem Nachdenken dahin. Er achtete nicht auf die anderen Leute, welche ebenfalls die Gräber ihrer Lieben besuchen wollten, er sah nicht das junge, in dunkle Trauer gekleidete Mädchen, welches sich wie erschreckt hinter einem Baum verbarg, als er vorüberschritt.

Es kam ihm vor, als ginge er in einem großen Trauergefolge mit, das sein Glück, seines Lebens Hoffnung zu Grabe geleitete.

Fünf Jahre schon! Ja, mit seinem Mütterchen hatte man sein Glück, seine Hoffnung, seine Liebe in das Grab gelegt und der Gang zu der letzten Ruhestätte seines Mütterchens, er galt auch dem begrabenen Glück, der begrabenen Hoffnung, der begrabenen Liebe! —

Das Grab seiner Mutter war erreicht. Er befestigte den Kranz weißer Rosen an dem einfachen Kreuz, reinigte den Grabhügel von den welken, regennassen Blättern, die die große Ulme neben dem Grabe darauf gestreut, stellte die Kerze auf das Grab und knieete in stillem Gebete nieder. Dann erhob er sich und setzte sich auf die Bank unter der großen Ulme, sinnend und träumend von den glücklichen Tagen, wo sein Mütterchen noch lebte und wo neben der Mutter die zarte, junge Rose blühte, seines Herzens Freude und Glück, seines Lebens Hoffnung.

„Martha," flüsterten seine Lippen, „denkst Du heute der stillen, engen Heimath? Des kleinen Hauses, in dem Du groß geworden, in dem Du zur lieblichen Jungfrau emporblühtest? Denkst Du des kleinen Kaufmannsladens, in dem wir beide als Kinder mit den Nüssen und Aepfeln spielten, die mein Vater uns schenkte. Denkst Du noch des Obstgartens hinter unserem Hause mit den blühenden Georginen, den bunten Astern und den mattfarbigen Malven? — Nein, nein, Du denkst nicht mehr daran! Dein Sinn stand in die weite, große Welt, und als mein Mütterchen starb, da duldete es Dich nicht länger in der engen Heimath — die Thür des Käfigs stand offen und Du flattertest davon — ein wanderlustiges Vögelchen. Und ich blieb zurück, ich mußte das kleine Geschäft der Eltern weiter führen — ich konnte nicht mit Dir hinausziehen in die weite, schöne Welt . . ."

Vom Städtchen herauf klangen die Glocken der alten Kirche, so dumpf und feierlich durch den dämmernden, nebelerfüllten Abend. Wie dunkle Schatten huschten die Besucher des Friedhofes zwischen den Gräbern hindurch, beugten sich über die Grabhügel, lehnten die Stirn an die kalten, feuchten Grabsteine und flüsterten stille Gebete zum Gedächtniß der im ewigen Schlaf Ruhenden.

Manche Thräne floß nieder auf die welken und frischen Kränze auf den Gräbern. Manche Hand umkrampfte in schmerzlicher Sehnsucht das schwarze Kreuz, welches den Namen des Verstorbenen meldete, mancher Seufzer drang hinauf zu dem düster umhangenen Himmel und hinab zu dem Todten im modernden Sarge.

Wie eine dumpfe Klage schwebten die Töne der Glocken in der Luft, aber auch wie ein mildernder Trost, wie eine Verheißung auf ein Wiedersehen, auf eine Wiedervereinigung mit den geliebten Todten.

Die Melodie eines alten Liedes zog durch Johannes Seele:

„Ob sie wohl kommen wird
Am Allerseelentag . . . ."

flüsterten seine Lippen und tiefer beugte er sein Haupt.

Mit dem Brandmal.

Roman von **Marcs Roberts.**

Nachdruck verboten.

Fortsetzung aus dem ersten Blatt.)

Es sind dies düstere, tiefliegende Tavernen, angefüllt mit Dampf und Spirituosen-Geruch.

Hier verbringt der Matrose seine letzten Stunden am Lande in Gesellschaft liederlicher Dirnen und rauflustiger Kumpane.

Es ist eine bunte Gesellschaft von Franzosen, Italienern, Deutschen und auch Amerikanern, welche bunt durcheinander.

Wahre Galgen-Gesichter sind darunter, Kerle, die beim geringsten Raufhandel das Messer in der Faust halten, um den Gegner unfähig zu machen.

In den Verband solcher Kumpane zu treten, dies ist Weiholds letzte Hoffnung. Für seinen eigenen Charakter fürchtet er nichts; für alle Zeiten wirkt die einstige Warnung.

Nur Brot, um zu leben, verlangt er.

Die enge, düstere Gasse ist eigentlich eine Verbindung zwischen zwei parallell laufenden großen Straßen, mit mächtigen Handelshäusern, doch selten benutzt ein besseres Publikum diese Abkürzung, um sich nicht möglicher Weise den Insulten betrunkener Matrosen auszusetzen.

Friedrich Weihold lehnt sich wenige Minuten an einen im Schatten liegenden Pfeiler eines Magazins. Die Füße wollen ihm den Dienst versagen.

Schräg gegenüber erschallt ein greulicher Lärm aus einer Taverne. Guitarren-Geklimper, heiserer Gesang einer Volkssängerin und das Johlen der Matrosen.

In diesem Augenblick schreitet ein Paar, Arm in Arm, durch die Gasse, an dem Ermatteten vorüber.

Es scheint ein junger Mann und ein eben solches Mädchen, Beide den besseren Ständen angehörend, zu sein. Das Paar erweckt Weihold's Aufmerksamkeit, trotz seines Elendes.

Was suchen die Beiden in der einsamen Gasse. Sie bemerken den im Dunkel Stehenden nicht und schreiten ziemlich rasch vorwärts. Doch hat es den Anschein, als stütze sich des Mannes Arm auf denjenigen der Dame.

Nun sind sie an der Taverne vorüber und in der Dunkelheit verschwunden.

Ein dicker Nebel wogt durch die Gasse und umgiebt die trübe flackernden Laternen mit einem beinahe undurchdringlichen Schleier.

Weihold will sich gewaltsam emporraffen, um jene Taverne zu betreten, wo er erfährt, auf welchem Schiff Aussicht vorhanden ist, angeworben werden zu können.

Da stockt sein Fuß.

Ein Schrei drang eben durch die Nacht in einem wehen hilfeflehenden Ton. Keine Schritte lassen sich darauf vernehmen; es wird wieder ruhig in der Richtung, aus welcher der Ruf kam.

Noch unschlüssig, was zu thun ist, sieht Weihold ein junges Mädchen flüchtigen Fußes aus dem Nebel auftauchen und den Weg zurückkommen.

Es ist die Begleiterin des jungen Mannes von vorhin. Weihold erkennt sie genau auf den ersten Blick wieder. Irgend ein Unglück muß sich ereignet haben.

Das Mädchen will eben an der Taverne vorübereilen. Einen Augenblick hält ihr Fuß inne, als beschleiche sie ein Angstgefühl bei dem rohen Lärmen, innerhalb der erleuchteten Fenster.

Und als füge es ein unglücklicher Zufall, sprang in diesem Moment die Thür der Taverne weit auf und eine Menge betrunkener, schreiender Matrosen stürzte heraus.

Es war für das Mädchen zu spät zu entfliehen. Der Schwarm hat dasselbe auch bereits umringt und ein stämmiger Irländer legt seine breite Hand um die Taille der Aufschreienden.

Der rohe Bursche lacht wie toll.

Er findet es höchst komisch, die Empfindsame zu spielen, wenn man mitten in der Nacht durch dieses Viertel promenirt und noch dazu mutterseelen allein.

In dem Johlen der Uebrigen verhallten die Worte der thätlich Angegriffenen wirkungslos.

Mit einem Grinsen auf dem breiten Gesicht, beugt sich der Irländer über die zitternde Gestalt, um einen Kuß auf die blaß gewordenen Lippen zu pressen, doch in demselben Augenblick trifft ihn ein wuchtiger Schlag ins Gesicht.

Er taumelt mit einem Wuthschrei zurück, mit den Blicken seinen unerwarteten Gegner suchend.

Es war für Weihold unmöglich gewesen, noch länger eine so brutale Handlungsweise anzusehen.

Woher ihm der Muth und die Kraft in dieser Minute kamen, er weiß es selbst nicht, doch nachdem er die Gewißheit erlangt, jenes Mädchen betrete die Gasse nur durch eine zwingende Nothwendigkeit, vermochte er sich nicht mehr zu halten.

Eine Art Jähzorn hatte ihn erfaßt und ohne Besinnung schlug er dem Irländer die Faust in das Gesicht.

Die junge Dame ist frei.

Ein dankender Blick trifft Weihold, der die angstvoll Zitternde bei Seite drängt.

„Fürchten Sie nichts von mir, liebes Kind," sagt er in einem ziemlich geläufigen Englisch So lange es in meinen Kräften steht, schütze ich Sie."

Weihold meint es ehrlich, doch er hat den Schwarm betrunkener Matrosen vergessen, der wüthend nun auf ihn, den fremden Störer eindringt.

Wohl versucht er, sich mit letzter Kraft zu wehren, dem Mädchen einen Weg frei zu machen. Das Letztere gelingt ihm auch, doch nun greift ihn der lange Irländer wüthend an.

Niemand vermag ihm Hilfe zu bringen.

Mit nervigen Fingern umklammert er dessen Hals, da blinkt eines der Matrosenmesser und mit einem lauten gellenden Aufschrei stürzt Weihold zusammen.

Aus einer tiefen Schulterwunde fließt das warme Blut. Ein Knäuel schreiender, fluchender Menschen wälzt sich über ihn, droht ihn mit den Füßen zu zertreten.

Plötzlich ruft eine scharfe, zur Vorsicht mahnende Stimme: „Die Hafenwache kommt!"

Der Wirth der Taverne hat damit seine Gäste gemahnt, was auch nicht ohne Wirkung bleibt. (Forts. folgt.)

„Ich komme wieder," hatte sie beim Abschied gesagt, als sie ihm die Hand gereicht und sie zum letzten Mal an dem Grabe seines Mütterchens gestanden. Ich vergesse das Grab nicht — das Liebste, was ich auf Erden besaß, ruht darin. Sie hat mich aufgenommen, als ich elternlos dastand — ein frierendes, einsames Kind — sie hat meine Kindheit, meine Jugend beschützt — ich vergesse das Grab nicht."

Und doch hatte sie das Grab vergessen, doch war sie hinausgegangen in die weite, große Welt und Jahr um Jahr hatte er gefragt: „Ob sie wohl kommen wird — am Allerseelentag?" — und Jahr um Jahr war vergangen und seine Hoffnung hatte er eingesargt und begraben tief, tief in das Grab seines Mütterchens unter dem großen Ulmenbaum draußen auf dem kleinen windverwehten Friedhof am Bergeshang.

Ein leiser, schluchzender Ton entriß Johannes seinen Träumereien; er blickte auf und sah am Grab seiner Mutter eine dunkle, zusammengesunkene Frauengestalt knieen.

Johannes erhob sich und trat näher an das Grab heran. Da blickte die Knieende auf, ein leichter Ausruf der Ueberraschung, des Erschreckens fast entschlüpfte ihren Lippen und sie streckte ihre Hände wie abwehrend ihm entgegen.

Eine Weile blickten sie sich schweigend an. Sein Herz erbebte, als er ihr abgezehrtes blasses Gesichtchen, ihre großen, müden, kranken Augen mit den dunklen Schatten sah.

„Martha, Du hier?" flüsterte er endlich.

„Verzeih' mir," entgegnete sie leise und scheu. „Ich glaubte, Du hättest den Friedhof schon verlassen — ich empfand solche Sehnsucht nach dem Grabe Deiner Mutter — ich besaß ja Niemanden sonst auf der Welt, der mich lieb gehabt . . ."

Sie senkte das Haupt und weinte leise vor sich hin.

„Niemanden, der Dich lieb gehabt?" wiederholte er wie im Traume. „O Martha — wie unrecht thust Du der Welt!"

Sie fuhr empor. „Die Welt hat mich verlassen . . . die Welt hat mich betrogen . . ."

„Weil Du von der Welt zu viel verlangtest."

„Ich verlangte nur meinen Theil an dem Glück . . ."

„Und konntest Du diesen Theil hier nicht finden? Du aber suchtest das Glück draußen in der großen, glänzenden Welt! Und jetzt — Martha — Martha — ich sehe es Dir an, kehrst Du heim mit gebrochenen Schwingen, mit müder Seele, mit hartem Herzen . . ."

Aufschluchzend verbarg das junge Mädchen das Antlitz in das feine Gras des Grabhügels, die Arme um das Kreuz schlingend.

„Könnte ich sterben — könnte ich sterben . . ." flüsterte sie mit halb erstickter Stimme.

Ein unendliches Weh zerriß Johannes' Herz bei diesem Anblick. Ach, seine schlimmsten Befürchtungen waren eingetroffen; das Mädchen, das er treu und still geliebt, es lag gebrochen zu seinen Füßen, die Welt, die große, glänzende Welt hatte es verdorben.

Die Thränen rannen ihm über die Wangen. Er beugte sich über die Daliegende nieder und hob sie mit sanfter Gewalt empor.

„Setze Dich zu mir, Martha," sprach er leise und weich. „Denke, unser Mütterchen säße noch bei uns wie einst in der Dämmerstunde, wenn wir Kinder ihr unsere kleinen Schmerzen anvertrauten. Wenn sie auch nicht leibhaftig mehr bei uns sitzt, ihr Geist schwebt um uns und sie hört uns, wenn wir ihr jetzt unsere großen Schmerzen anvertrauen. Setze Dich zu mir, Du bist wieder in Deiner Heimath . . ."

Er führte sie zu der Bank unter dem Ulmenbaum und sie lehnte das Haupt an seine Schulter, faltete die Hände in den Schooß zusammen und blickte starr vor sich hin.

„Ich danke Dir," sagte sie nach einer Weile, „Du bist gut und lieb, aber was mich quält, ich vermag es Dir nicht zu sagen — ich bin nicht mehr werth, daß Du mich lieb hast."

„Martha!"

„Ich bin schlecht geworden," flüsterte sie scheu, „die Menschen sagen es — schlecht, weil ich einem Manne zu sehr vertraute und er mich verlassen hat in Noth und Schande . . . und nur noch einmal wollte ich das Grab Deines Mütterchens besuchen, noch einmal stille Zwiesprache mit ihr halten und dann weiter wandern in die Welt hinaus — ich weiß selbst nicht wohin . . ."

„Nein, Martha," sprach er tief ergriffen. „Du sollst nicht weiter wandern! Haben die Menschen, hat die Welt Dich betrogen, die Heimath soll Dir halten, was sie versprochen. Ich sagte Dir einst, als Du Abschied nahmst, daß mein Haus Dir stets wieder offen stände, mein Haus wie mein Herz . . . es ist nur ein bescheidenes kleines Häuschen und ich bin nur ein einfacher kleiner Handelsmann, aber das Häuschen steht auf festem Grund und mein Herz ist dasselbe geblieben wie vor Jahren. Ich habe auf Dich gewartet, Martha, und jetzt, wo Du heimgekehrt bist, lasse ich Dich nicht mehr."

Er zog sie in seine Arme und sie weinte an seiner Brust. „Du Guter, Du Lieber," flüsterte sie. „Hab' tausend Dank, aber ich darf nicht bleiben — Du weißt nicht, wen Du aufnimmst . . ."

„Was auch geschehen ist, Du bleibst bei mir . . . ."

Da glitt sie auf die Knie vor ihm nieder und küßte seine Hände und weinte glückliche Thränen.

Der Abend war hereingebrochen und die Kirchhofsbesucher zündeten die Kerzen auf den Gräbern an und überall flammten die Lichtlein empor, und tanzten auf und ab in dem leisen Abendwinde, als seien es die Seelen der Verstorbenen, die zurückgekehrt waren, den Lieben einen Gruß zu bringen.

Auch Johannes zündete die Kerze auf dem Grabe seiner Mutter an und dann setzten sie sich neben einander auf die Bank und er ergriff ihre bebenden, kalten Hände und sprach von der fernen, glücklichen, fröhlichen Kinderzeit und von dem guten treuen Mütterchen, das da unter dem zitternden Flämmchen ruhte.

In der hohen Ulme säuselte der Wind und in den dunklen Lüften schwebten auf sanften Fittichen die ernsten, feierlichen Glockenklänge der kleinen Kirche und er fragte leise: „Weißt Du noch, wie wir beide am Gottesaltar standen und zum ersten Mal das heilige Abendmahl nahmen?"

Und sie nickte mit dem Haupte und er fragte weiter: „Weißt Du noch, wie wir an der Bahre der Mutter knieten, vor demselben Altar?"

Und sie nickte wieder mit dem Haupte und er fragte weiter: „Weißt Du, wie wir Abschied nahmen und uns Treue versprachen?"

Und da schluchzte sie laut auf und warf sich in seine Arme und küßte ihn. —

Die Menschen kehrten heim in das Städtchen und auch Johannes und Martha kehrten in das stille, kleine, unscheinbare Häuschen zurück, in dem sie als Kinder so fröhlich gewesen waren.

Und Johannes meinte, das Glück sollte noch einmal wieder einkehren in das kleine Häuschen. Aber das Glück war davongeflogen, nur die Liebe, die Treue waren geblieben; des Wandervögelchens Schwingen waren gebrochen und alle Liebe, alle Treue vermochte das zerbrochene Herz, ein vernichtetes Leben nicht wieder zu heilen.

Als der Frühling kam, da streute er Blüthen auf ein frisches Grab und als der Allerseelentag wieder erschien, da legte Johannes auch auf das Grab des armen Wandervögelchens einen Kranz von weißen Rosen und zündete ihm ein Lichtlein an zum ewigen Gedächtniß.

Vermischtes.

Ein Vexierräthsel. Von allen Vexierspielen — puzzles — die in den letzten zehn oder zwanzig Jahren von England nach dem Kontinent eingeführt wurden, hat kein einziges einen solchen Riesenerfolg gehabt, wie das Fifteen block puzzle. Es handelte sich darum, in einer kleinen Schachtel, in der 15 numerirte viereckige Holzblöckchen in vier Reihen (1—4; 5—8; 9—12; 13, 15, 14) lagen, während die Ecke unten rechts, also das 16. Feld, frei blieb, die Blöcke, ohne einen herauszunehmen, so zu verschieben, daß zum Schluß die richtige Reihe 1—15 entstand. Dieses puzzle, das vielen noch in der Erinnerung sein wird, erregte ungeheures Aufsehen. Millionen und aber Millionen der Schachteln wanderten in alle Welttheile. In England allein sollen, wie der Erfinder heute mittheilt, 1500 Menschen bei ihren Versuchen, das puzzle zu lösen verrückt geworden sein (vielleicht waren sie es aber schon vorher). Ueber dieses fifteen block puzzle ist eine vollständige Litteratur entstanden; die bedeutendsten Mathematiker Englands bewiesen in ungemein gelehrten Abhandlungen, daß dieses puzzle eine uralte Spielerei sei, an der sich schon die Groß-Moguln und Pharaonen erfreut hätten; jeder Mensch behauptete in voller Ueberzeugung, ihm sei ein- oder zweimal die Lösung der Aufgabe gelungen, er wisse aber nicht mehr, wie er die Klötzchen geschoben habe, kurz, die Sache war, wie der Engländer und Yankee sagt, an immense success der von allen späteren puzzles — Schweinetreiben, Quecksilberkugeln 2c. — nie wieder erreicht worden ist. In der letzten Nummer von „Tit-bits" giebt nun der Erfinder des puzzle, Herr Sam Loyd, die Erklärung des Räthsels. Dieselbe dürfte manchen und manche, die viele Stunden auf die Spielerei verwendet haben — ein Amerikaner berechnete die Gesammtzahl auf 93 Millionen Arbeitsstunden, die Stunde zu 75 Pfennig gleich 69 750 000 Mk. Arbeits- und Verdienstverlust — einigermaßen enttäuschen. Herr Loyd erklärt nämlich mit trockenen Worten, daß die Lösung des puzzle unmöglich ist. Er selbst bietet dem Löser der Aufgabe seit dem Jahre 1872 vergeblich 4000 Mark. Die Sache war also nichts weiter als ein großartiger hoax, ein schlechter, oder vielleicht auch guter Witz.

Nachklänge der Berliner Ausstellung. Den Antrag des Ausschusses der Berliner Ausstellung, ihm die Verpflichtung zu erlassen, das zur Ausstellung verwendete Terrain des Treptower Parkes wieder als Park herzustellen, hat der Magistrat abgelehnt.

Die Universitätsbibliotheken Europas. Der Bericht des amerikanischen „Commissioner of Education" für 1893—94 giebt, wie „Science" berichtet, eine internationale Statistik über die Zahl der Bücher und Manuskripte in den Universitäts-Bibliotheken Europas. Deutschland steht an erster Stelle; seine 20 Bibliotheken enthalten etwa 5 850 000 Bände, über 3 Millionen mehr als die Bibliotheken Italiens, das den zweiten Platz einnimmt. Großbritannien, Österreich und Rußland haben jedes mehr als 1 800 000 Bände, Schweden und Norwegen haben 790 000, Spanien 726 000. Es ist bemerkenswerth, daß von den acht Ländern, wo Zahlenfeststellungen gemeldet wurden, Frankreich, das mehr Bibliotheken hat, als irgend ein anderes Land außer Deutschland und Italien (16), die kleinste Gesammtzahl der Bücher aufweist (692 200 Bände) und daß in Großbritannien, das nur neun Universitätsbibliotheken mit im Ganzen 1 849 600 Büchern besitzt, mehr als eine Million davon sich (ziemlich gleichmäßig) auf Oxford und Cambridge vertheilen. Man muß indessen berücksichtigen, daß die großen öffentlichen Bibliotheken, wie die des Britisa Museum in London und die Bibliotheque Nationale in Paris, für das Zurückbleiben der Universitäten zum Theil entschädigen. Die vier größten Büchereien sind Straßburg (704 076 Bände), Leipzig (504 683), Oxford [530 000] und Cambridge [506 500 Bände], während die Bibliotheken in Göttingen, Heidelberg, München, Wien und Petersburg jede mehr als 400 000 Bände enthalten.

Erschossen haben sich in Erfurt die Kaufleute Hermann und Max Wahl, Inhaber einer Damenmäntelfabrik. Ueber das Motiv zur That ist noch nichts bekannt. — Ebenfalls erschossen hat sich in Neu-Ulm der Bankier Unrath, als er wegen mehrfacher Unterschlagung verhaftet werden sollte.

Die Gefahr der Hungersnoth in Indien nimmt einen bedrohlichen Charakter an. Die Aussichten in den nordwestlichen und den mittleren Provinzen, sowie im Pendschab sind sehr ernst, der Kornmangel wird bis Behar und Bombay fühlbar, die Preise sind bedeutend gestiegen. Es wird eine starke Getreideeinfuhr erwartet. Die Arbeiten zur Linderung der Noth haben begonnen.

Der Kaiser stiftete für das Vereinigungslokal des Meppener Schießplatzes, für das Beamtenkasino in Essen und für den Sitzungssaal des Essener Rathhauses je ein Exemplar seines neuesten Bildes und machte auch Herrn und Frau Geheimrath Krupp je ein Exemplar desselben zum Geschenk. — Die **Kaiserin** spendete 10 000 Mark zur Erbauung einer evangel. Provinzial-Konfirmandenanstalt auf dem Ansiedelungsgut Deutsch-Wilke in Posen.

Familiendrama. In Spandau erhängte eine Arbeiterfrau deren Mann sich dem Trunke ergeben, aus Verzweiflung hierüber ihre beiden Kinder im Alter von zwei und vier Jahren und dann sich selbst.

Im Münchener Haberer prozeß beantragte der Staatsanwalt gegen den Bürgermeister Steingräber und Killi, der die Knittelverse machte, je drei Jahre Gefängniß, gegen die übrigen Angeklagten Gefängniß von 1¾ Jahren bis zu 6 Monaten, bezüglich einer Angeklagten Freisprechung.

In Charleroi sind die Anarchisten Pruit und Andre wegen **Falschmünzerei** verhaftet worden. Sie gaben an, das falsche Geld zu dem Zweck hergestellt zu haben, um Mittel zur Agitation herbeizuschaffen.

Literarisches.

Im Selbstverlage von **C. Fechner**, Steglitz bei Berlin, Kuhligshof 41, dem Verfasser der Broschüren „die Ungleichheiten in den Militärpensionsgesetzen" und „die Belassung der Militär-Invaliden-Pension in allen Lebenslagen" ist soeben eine neue Broschüre unter dem Titel „**die Gehaltsaufbesserung der Reichs- und Staats-Beamten**" erschienen, die wir hiermit allen Interessen zur Anschaffung empfohlen.

Für die Redaktion verantwortlich: Karl Frank in Thorn.

Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck, Thorn.